

Das Papageienhaus – ein Maximum mit minimalen Mitteln

Vor 50 Jahren wurde das Jakobushaus als Wohnort und Sozialzentrum für „nichtsesshafte“ Männer eröffnet. Ein Haus mit einer bewegten Geschichte, das nach einer neuen Aufgabe sucht.

VON EBERHARD SYRING

Die sprichwörtliche „Berliner Schnauze“ war stets besonders erfinderisch darin, neue Bauwerke mit eigenwilligen Kosenamen zu belegen. In den Nachkriegsjahrzehnten etwa „Schwangere Auster“ für die von den Amerikanern gespendete Kongresshalle oder „Zirkus Karajani“ für die Philharmonie von Hans Scharoun als Anspielung auf ihre zeltartige Silhouette und ihren damaligen künstlerischen Leiter, Herbert von Karajan. In Bremen war man da weniger kreativ und erfand nur für den aus dem 19. Jahrhundert stammenden Wasserturm auf dem Stadtwerder mit dem wuchtigen Korpus und den merkwürdigen, inzwischen gekürzten Ecktürmchen den Namen „Umgedrehte Kommode“.

Das einzige Bremer Gebäude, das es außerdem zu einem originellen Eigennamen gebracht hat, ist das „Papageienhaus“. Eigentlich hieß es „Jakobushaus“, benannt nach dem Schutzheiligen der Pilger. In diesen Tagen jährt sich seine Eröffnung zum fünfzigsten Mal: Am 13. Februar 1976 wurde es eröffnet. Das Gebäude liegt relativ zentral im Stadtraum, aber doch irgendwie abgelegen: eingeklemmt zwischen der nach Westen auslaufenden Hochstraße Breitenweg und dem Bahndamm der Strecke nach Oldenburg.

Bauherrin war die Innere Mission, die hier ein Wohnheim geschaffen hatte für 126 „nichtsesshafte“ Männer – so der damals gebräuchliche Terminus, den man später in der Regel durch „wohnungslos“ ersetzte. Der etwas abseitige Standort war bewusst gewählt worden, denn die Innere Mission hatte sich bereits seit den frühen 1950er-Jahren um den Bau einer solchen Einrichtung bemüht. Zehn Standortvorschläge waren gescheitert, so etwa 1955, als man ein Haus an der Ecke Ostertorstraße und Marterburg plante. Immer verstanden es Anwohner, sich erfolgreich gegen ein Projekt in ihrer Nachbarschaft zu wehren. Ehe es endlich zu dem Neubau kam, mussten jahrelang unzumutbare Provisorien wie im Bunker unter dem Bahnhofplatz in Kauf genommen werden, der erst 1973 geschlossen wurde.

Entwurf von Carsten Schröck

Um zu verstehen, wie das Haus zu seinem besonderen Namen kam, muss man ein wenig in seine Planungsgeschichte eintauchen. Der im Juni 1972 vorgelegte Entwurf stammte von Carsten Schröck, der sich als kreativster Kopf der Bremer Nachkriegsbaugeschichte einen Namen gemacht hatte und vor allem im Kirchen- und Sozialbau

tätig war. Tragischerweise starb Schröck im Februar 1973, wenige Monate vor seinem 50. Geburtstag. Die Umsetzung erfolgte durch seine Büropartner Fritz Busse und Horst Rosengart. Schröcks Entwurf zeichnet sich durch den Anspruch aus, trotz knappen Budgets ein Maximum an räumlicher Qualität für die Bewohner zu bekommen.

So war ein Ziel, das achtgeschossige Bauwerk mit 22 Metern im letzten Wohngeschoss unter der Hochhausgrenze zu halten, um Zusatzkosten zu vermeiden. Die Wohngeschosse zeugen von einer ausgeklügelten Raumaufteilung. Auf der Grundform eines Dreiecks sind die Zimmer in drei Flügeln angeordnet. Äußerlich am markantesten: der Südostflügel, dessen sieben Raumeinheiten gestaffelt angeordnet sind und sich sägezahnförmig abzeichnen. Die Absicht dahinter: eine heimtypische lange Flurachse zu meiden und kleinteilige Vorbereiche zu schaffen. Die nach Norden und Südwest gelegenen Flügel mit sechs und fünf Raumeinheiten werden gemeinsam über eine geräumige Wohndiele erschlossen. Von hier aus hat man zudem Zugang zu zwei Balkonen. Die Raumeinheiten ließen sich bei Bedarf auch zu Aufenthaltsräumen und Mehrbettzimmern, wie in der „Aufnahmeabteilung“ oder in der „Übergangsabteilung“, zusammenfassen.

In der Konstruktion und der Fassadengestaltung weicht die Ausführung etwas vom ursprünglichen Plan ab – auch aus Kostengründen. Kostengünstiger als die zunächst gedachte ziegelverkleidete Betonkonstruktion erwies sich eine Sichtbetonfassade in Leichtbetonbauweise. „Das war damals noch ein relativ neues Verfahren“, berichtet Architekt Rainer Schürmann, der 1973 als Juniorpartner zum Büro stieß. Allerdings fanden die Entwerfer ein rein betongraues Haus nicht befriedigend. Eine Akzentuierung musste her. Eine Inspiration fanden die kunstinteressierten Architekten beim Besuch einer Ausstellung, in der ein Künstler Werke mit kräftig-farbigen Emailletafeln präsentierte. Eine Recherche ergab, dass farbig emailierte Tafeln als Fassadenakzente viel zu teuer würden, berichtet

Schürmann.

Wesentlich günstiger waren da farbige PVC-Tafeln, die eine Delmenhorster Firma im Angebot führte – allerdings wies die Farbpalette nur sechs Töne auf. Das Ergebnis: Nur vom 2. bis zum 7. Geschoss erhielten die Fenster eine Betonung in pro Etage wechselnder Farbe. Und wenn man genau hinschaut, erkennt man, dass sich, von einer Ausnahme abgesehen, dieser Farbeinsatz nur an jeweils zwei Fensterseiten abspielt: an der geneigten unteren Sohlbank und an einer zur Flächenvergrößerung angeschragten seitlichen Leibung. Man mag daran erkennen, wie sich mit minimalen Mitteln ein maximaler Eindruck erzeugen lässt, der aus einem betongrauen Objekt ein signifikantes Gebäude macht. Ein „Papageienhaus“ eben oder, städtebaulich betrachtet, in einer Kette höherer Bauwerke am Breitenweg ein wirkungsvoller Auftakt, von Westen aus betrachtet.

Der Zahn der Zeit

Im Laufe der Zeit veränderten sich die Anforderungen an das Gebäude. Rund zehn Jahre nach der Eröffnung kam es zu einem ersten Um- und Erweiterungsbau, für den im Büro Rosengart und Partner Rainer Schürmann verantwortlich zeichnete. Es ging um mehr Beratungsangebote und eine größere Öffnung nach außen. Architektonisch-stilistisch kam mit Wintergartenanbauten und Rundbogenmotiven ein Hauch Postmoderne dazu. Entscheidend für das weitere Schicksal des Bauwerks wurde aber die Tatsache, dass für die Erhaltung der Bausubstanz zu wenig investiert worden war. In einer Untersuchung zum Gebäudezustand heißt es 2008 unter anderem: „Aus der Fassade ... sind in der Vergangenheit immer wieder größere Stücke ausgebrochen, somit waren aufwändige Sicherungen und Reparaturen erforderlich; die farbigen Blenden in den Fensterleibungen sind vielfach schadhaf und stürzen ab.“ Der Betreiber habe schon wegen des Reparaturstaus die Aufgabe des Gebäudes erwogen.

2015 war es dann so weit. Begründet wurde der Auszug der Inneren Mission aus

dem Haus nach fast vier Jahrzehnten vor allem mit einem gewandelten sozialpädagogischen Konzept. Man strebte nun dezentrale Angebote in den Stadtteilen an. Das offene Beratungsangebot wechselte, immerhin unter dem angestammten Namen „Café Papagei“, als neuer Treffpunkt in einen Pavillon des ehemaligen Siemens-Komplexes in Bahnhofsnähe. Auf die Frage nach einer möglichen Nachnutzung des Papageienhauses fand sich bis heute keine befriedigende Antwort. Als Flüchtlingsunterkunft schien es ungeeignet. Die SPD favorisierte den Umbau zu einem Auszubildenden- und Studierendenwohnheim. Doch dafür fand sich kein Investor. Seit 2019 wird das Haus vom Kollektiv Zucker zwischengenutzt, genauer gesagt: die unteren Geschosse, die für Klubveranstaltungen und als Atelierräume gemacht hat. Aus Brandschutzgründen stehen die Räume ab der dritten Etage auch für Zwischennutzungen nicht zur Verfügung.

„Der Leerstand tut der Bausubstanz natürlich nicht gut“, meint Architekt Lars Lammers, Vizepräsident der Bremer Architektenkammer. Er kennt das Gebäude gut, weil er mit seinem Büro LPR die Planungen für die Zwischennutzung gemacht hat. Im Zusammenhang mit der Bausubstanz spricht er von „leistungsfähigen Strukturen“. Er sieht in dem Gebäude in erster Linie eine Chance, kostengünstige Wohnungen zu schaffen. „Viele junge Leute“, meint er, „wohnen immer noch ungewollt im Elternhaus, weil in Bremen kostengünstiger Wohnraum kaum zu haben ist.“ Lammers plädiert für mehr Experimentierfreude im Umgang mit Bauwerken wie diesem.

Im Zuge aktueller Diskussionen unter dem Stichwort „Einfach Bauen“ bietet die Architektur der Spätmoderne, das hört man immer wieder, interessante Bezugspunkte – etwa in ihrer Verbindung von kostenbewusster Rationalität mit räumlichen und ästhetischen Qualitäten. Das Papageienhaus gibt dafür ein gutes Beispiel ab.



Ein kostengünstiger Bau: das „Papageienhaus“ an der Friedrich-Rauers-Straße.

FOTO: KARSTEN KLAMA



Blick aus dem Papageienhaus.

FOTO: CHRISTINA KUHAUPT



Mehr Geschichten und Fotos aus der Bremer Historie finden Sie auf www.wk24.de/bremergeschichte